



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Schiller Redner, nicht Dichter

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Männliche auf, das sich im Umgang mit Frauen dämpfe und veredle. Gerade weil Müller die Verwandtschaft von Beredsamkeit und Poesie immer betont, ist er zugleich auf scharfe Scheidung bedacht. So verwirft er in der zehnten Vorlesung (S. 217 f.) die poetische Phrase in Staatschriften. Selbst Lebhaftigkeit habe da etwas Anstößiges. „Je höher der Staatsmann gestellt ist, je mehr er sich also erhebt, ich möchte sagen zum Niveau der Poesie, je mehr er meiner Voraussetzung nach des Umgangs der Poesie bedarf, um so mehr verlangt ein unbestechliches Gefühl in uns, daß die Poesie selbst in seinen Werken nirgends wahrzunehmen sei, als allein unsichtbar zu spüren in dem Geschmack, der in seiner Lage eben die Poesie ausschließt.“ Einige Trockenheit und Steifheit nimmt Müller dann gern hin.

Vollends schließt die vierte Vorlesung mit einem entschiedenen: entweder Beredsamkeit oder Poesie. Die Mehrzahl der besseren Naturen müsse dem öffentlichen Leben, also der Beredsamkeit verbleiben. Besonders in Deutschland komme es darauf an, sich deutlich sagen zu können, ob man zum Dichter geeignet sei oder nicht. Erhabenstes Beispiel eines Mißgriffs, glücklichstes Mißlingen eines solchen Entschlusses sei Schillers Werk. Zum Redner geboren, strebte er nach Kränzen, die nicht für ihn geflochten waren. Der Lorbeer, den ihm sein Vaterland reichte, war der Lorbeer des Helden viel mehr als der des Dichters. Er konnte Schiller nicht befriedigen, weil er sein ganzes Leben hindurch nach einem andern strebte, der ihm nicht beschieden war. Darum endigte er mit dem grausamen Wort Thekias, das Schicksal ergreife die Schönheit und werfe sie unter den Hufschlag seiner Pferde. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“

Müllers Urteil über Schiller findet hier seine endgültige Prägung. Er konnte bisher den Eindruck wecken, ihn bald zu loben, bald zu tadeln. Es ist falsch, aus den Äußerungen Müllers über Schiller nur Verneinung heraushören zu wollen und Müller wesentlich zum Gesinnungsgenossen der Frühromantik im Mißurteil über Schiller zu stempeln. Auf unserm Weg war anderes, zunächst der Wille anzutreffen, Schiller gerecht zu werden. Goethe bleibt freilich auch dann für Müller ein Höchstes, bleibt der echtere Dichter. Wenn indes Schiller zum Redner und nicht zum Dichter gemacht wird, so scheint alles, was in Müllers Schriften zugunsten des Dichters Schiller gesagt ist, seine Kraft zu verlieren.

Dem Mißverständnis setzt sich auch die Wortwahl der Antithese „Virtuosen und Strebende“ in der fünften Vorlesung über das

Schöne aus. Allerdings klingt es gleich falsch, wenn Goethe ein Virtuos wie wenn Schiller ein Strebender sein soll. Ich deutete oben den Begriff des „Strebens“ durch einen Hinweis auf Goethes Faust. Ich erinnere jetzt daran, wie nahe Fausts Streben mit Schillers Anschauungen verwandt ist, wie in diesem Streben sich — streng nach Schillers Sinn — Faust als Idealist erweist. Ich wage zu sagen, daß auch das Gegensatzpaar Virtuosen und Strebende nur eine neue Fassung von Schillers Gegensätzen naiv und sentimentalisch, realistisch und idealistisch ist. So wird auch der Gegensatz des Dichters und des Redners bei Müller eine neue Abwandlung von Schillers Antithesen. Nutzt Müller in solchem Zusammenhang noch seine Lieblingsantithese weiblich und männlich, so wirkt sich auch in ihr aus, was in Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ vorgetragen ist, zunächst über das naive Weib.

Und was heißt letzten Endes die Wertung, Schiller sei mehr Redner als Dichter? Sie meint nicht nur die Form seiner Ausdrucksweise, nicht nur seinen Stil. Sie erblickt Schillers Größe auch in seiner Weltanschauung. Müller ist — und das trennt ihn von Friedrich Schlegel — durch Schillers philosophische Schriften zum Bewunderer Schillers erzogen worden. Wirklich haben sie in seiner Ästhetik tiefe Spuren hinterlassen, nicht nur die Briefe über ästhetische Erziehung, vor allem auch die Abhandlung über naiv und sentimentalisch.

Die Polarität männlich und weiblich, von Müller seit seinen Anfängen stets verwertet, spielt in der vierten Vorlesung eine wichtige Rolle, den Unterschied des Redners vom Dichter zu bestimmen, überhaupt das Verhältnis von Beredsamkeit und Dichtkunst. Er nennt dies Verhältnis eine Ehe. „Die beiden Geschlechter in ihrer Bestimmung und ihrem Verhältnis begreifen, heißt allen Streit, alle Kriege, allen Zwiespalt, die nur Variationen jenes Hauptthemas sind, begreifen: die Ehe verstehen, heißt alle Verbindungen dieser Erde, alles Gemeinsame verstehen.“ So deutet Müller hier (S. 87) ein Verfahren, das ihm, dem Staatsrechtler, von vornherein nabelag. Er weiß, daß man sein stetes Verwerten dieser Polarität mystisch gefunden hat. Er beruft sich auf Sokrates, der gleichfalls die Philosophie aus einer zweideutigen Höhe auf die Erde herabgetragen habe. Nur die babylonische Sprachverwirrung unserer Zeiten könne es Mystizismus nennen, wenn das ganze Leben auf das wichtigste, mittelste, verständlichste, menschlichste Verhältnis des Lebens bezogen werde.

Und so kann Müller etwa, wenn die zehnte Vorlesung die Verträglichkeit zwischen politischer Beredsamkeit und Poesie ebenso for-